

Mitteilungen des Freundeskreises Erwin Bowien e. V.

Bulletin du cercle des amis
d'Erwin Bowien s. e.

Nummer 23, Dezember 2002

Freundeskreis Erwin Bowien e. V.
Postfach 10 09 12, D-42609 Solingen

Er Bowien



Kaibrücke über die Limmat; Tusche, Feder 1951, 15 x 40 cm, WV Nr. 2859

Zu dieser Ausgabe

Diese Mitteilungen sollen ganz im Zeichen von Erwin Bowien persönlich stehen und die Doppelbegabung als Maler und Schriftsteller nachweisen. Gerade eben hat Dr. Dieter Freiling ein weiteres Bowien-Tagebuch – diesmal aus dem Frühjahr 1952, Zürich – erarbeitet. Bowien selbst nennt die Schrift „Zürich im Tagebuch des Malers“. Daraus entnehmen wir für diese Mitteilungen „Den Schweizer Freunden gewidmet“. Aus dem Nachlaß von Dr. Edouard M. Fallet, den dieser Bettina schenkte, entnehmen wir den Aufsatz „Eine der schönsten Stätten der Welt“, eine Huldigung des Malers an den Rheinstrom, und einen Bericht aus den Kriegsjahren 1942/43 „Ein Wald wie ein Gitter“. Neben diesen Darstellungen von Erwin Bowien selbst soll unser Freund Bernard Zimmermann zu Wort kommen. Bernard Zimmermann lebt bei Paris und bearbeitete „Les heures perdues du matin“, Bowiens in französischer Sprache geschriebenes Buch über die letzten Monate des Krieges im Allgäu. Es ist in dem großen Pariser Verlag L'Harmattan im Jahr 2000 veröffentlicht worden. Bisher nur in arabischer Sprache ist ein Film des algerischen Filmemachers Boualem Aissaoui gefaßt, der vom Leben und der Malerei Bettinas in Algerien handelt, aber mit zahlreichen hervorragenden Bildern und Zeichnungen die Bedeutung Bowiens als Lehrer von Bettina würdigt. Der Film wurde vom algerischen Fernsehen zur besten Sendezeit zwischen Fußballweltmeisterschaft und Nachrichten ausgestrahlt. Er soll nun in die deutsche Sprache übersetzt werden.

Eine der schönsten Stätten der Welt

Wir denken an die Wiege des Rheins und seinen Lauf von den Quellen bis an den Bodensee, von den Bergdohlen bis zu den Schwänen.

Gelobt seien Chur, Ragaz, Sargans, Buchs, Altstätten und alle Dörfer des Tales, bis Au und St. Margrethen und der idyllische „alte Rhein“ am Bodensee! Das Tal ist so weit, daß überall Platz für einen See wäre, und so vielseitig, daß sogar Platz für Nachbarn ist. Denn auf der rechten Seite leben Liechtensteiner und Österreicher.

So oft ich dieses Tal durchfuhr, schien es mir, als wären dort Wiesen und Matten und das Laub der Bäume grüner als anderswo, der Schnee schien mir weißer und die Luft milder, und die Zahl der interessanten Berge und Klüfte schien sich auf jeder Fahrt zu vermehren. Wer könnte auf einer Reise alle Reize der Landschaft erspähen? Und zu den Bergen gesellen sich die Burgen, diesseits Werdenberg und Sargans und jenseits die Burgen von Liechtenstein und die Schlösser.

Über allem aber stehen die Bergkronen, die das Tal überragen. Der feierliche Säntis und der stillere Altmann, diese beiden Könige des ganzen Gebietes. Sie schauen auf das Rheintal, das Appenzeller und St. Galler Land und über den Bodensee hinweg bis weit nach Baden, Württemberg und Bayern hinein. Vom Allgäu gesehen, liegen sie wie eine mächtige Sphinx.

Bevor wir im Rheintal ihren Blick spüren, hat uns der Hohe Kasten erspäht, und ihn wiederum betrachten die

„Drei Schwestern“ in stiller Anmut. Sind die „Drei Schwestern“ Verwandte des norwegischen Gebirges „Die sieben Schwestern“ auf der Insel Alsten? Nein, es ist nur die Harmonie ihres Seins, die ähnliche Vorstellungen erweckt!

Chur wird vom Calanda beherrscht, aber es ist eine milde Herrschaft; denn er stellt sich quer, um den Blick gen Reichenau freizugeben. Der Calanda ist die Würde selbst. Er liegt da und stützt das Haupt, das er nur ein wenig hebt. Auf alle Straßen und Gassen der Stadt sieht er herab. Chur hat schon durch die Schönheit seiner Lage einen Inhalt. Immer von neuem durchwanderte ich seine tausend Winkel, verweilte im feierlichen Zwielficht der Bodenhalle des Rathauses, in der Bauern Blumen und Früchte verkaufen, stieg zum Domplatz und in den Dom, dessen felsiger Boden sich sanft zur Krypta und zum Chor hebt. Und das Licht ist ganz verzaubert; es gibt das Gefühl, als ständen wir im Innern eines großen Bergkristalls. Und dieses wunderliche Empfinden wiederholt sich in den neuen Hallen, die den Tunnel in der Via Mala formen. Es ist erschütternd zu sehen, wie die wildeste Natur, die gefährlichste Schlucht des Rheins zur souveränen Alpenstraße mit vielen Durchbrüchen wird.

Das vordere Rheintal hat zwar keine Via Mala, aber es hat das Versamer Tobel! Wir kehren nach Reichenau zurück durch das prachtvolle Domleschg mit den schönsten Burgen, stechen gen Ilanz, der ersten Stadt am Rhein. Aber statt über das schöne Flims fahren wir über Versam, rechtsrheinisch, durch das Versamer Tobel. Nun erleben wir am Rhein, nein im Rhein, eine chinesische Landschaft. Moränenschutt lagert im Tal, auf das wir hinabschauen, und am steilen Hang der Nagelfluh herab. Kiefern wachsen auf den Graten, wie wir es auf japanischen Holzschnitten kennen, und das phantastische Sandgebirge in der Tiefe ist von der Erosion zerklüftet und vielfältig modelliert. Zwischen den Miniaturgebirgen leuchtet der Rhein auf, um seine Anwesenheit zu bekunden.

Von den Rheinquellen geht es zurück gen Chur, gen Maienfeld. Dieser Ort mit dem sanften Namen, mit seinen schönen Häusern, seinen Türmen und Rebhängen ist mit einer Pappelallee dem Rhein verbunden, wie sie in meiner Kindheit noch überall im Rhônetal standen. Maienfeld steht am Fuße jener Berge, auf denen Heidis Almöhi lebte, den wir ja alle noch kennen. Wunderlich, daß dieses schlichte Kinderbuch von Johanna Spyri es vermochte, diesen Teil des Rheintales und die Schweiz zu einem Alpenbegriff für die Welt zu erheben! Maienfeld gibt uns das Gefühl, wie schön es sein müsse, in jedem dieser Rheinorte zu leben. Hätten wir statt eines Lebens nur viele!

Einen Ort aber besuche ich immer von neuem, weil ich dort Freunde habe, die Familie Eggenberger, die sich die Mühe machten, mir die Schönheit rundum zu zeigen. Es ist Au, das vor St. Margrethen liegt. So sah ich Walzenhausen und Heiden, Gais und Appenzell. So kam ich eines Tages nach St. Anton, an einem Morgen, dessen Hitze die Berge mit einem rosa Schleier umhüllte. Der Säntis und der Altmann standen so feierlich da wie der Mont Blanc, in erster Morgensonne von Ondallaz über Montreux gesehen.

Und wie könnte ich alle die schönen Gaststätten beschreiben, die in den Dörfern und auf den Höhen liegen? Über Berneck, das sich lieblich in seine Hänge schmiegt, über Marbach, dessen reizendes Schloßchen auch Gaststätte ist, zu Altstätten und darüber, jene Stadt, die mit Recht auch „am Rhein“ sein will, weil sie im Rheintal liegt. Und dann das „Weiße Rössel“ in Balgach mit seinem charaktervollen Wirtsehepaar Sonderegger. Ihre Wirtsstube ist ein Kleinod,

ganz getäfelt, schöner als ein gleicher Raum im Museum, weil alles blinkt und lebt. Der Wirt ist auch Viehzüchter, und er hat die schönsten Tiere weit und breit. Es ist nicht verwunderlich, daß dieser erfahrene Züchter Hunderte der besten Tiere für Transvaal und Griechenland aussuchte und beförderte.

In dieser paradiesischen Umgebung, die einem Heinrich Federer in Berneck viele Jahre die Dichterhand führte, wächst eine Industrie, die sich mit den feinsten Maßen beschäftigt, wie Wild in Heerbrugg, und überall wird gewoben. Neben der sauberen Landwirtschaft steht in fast jedem Hause der mechanische Webstuhl.

Am Oberrhein lebt ein Bauern- und Handwerkervolk, das mehr als andere Menschen die Schönheit seiner Landschaft kennt.

Erwin Bowien 1965

Ein Wald wie ein Gitter

„Dieser Wald steht wie ein Gitter im Bilde,“ sagte ein Herr, der meine letzte Ausstellung besuchte. Zum ersten Male sprach jemand aus, was alle am Bilde störte: Der Wald trennt die Ferne vom Vordergrund; er gibt der an sich so weiten Landschaft etwas Unheimliches.

Im Hintergrund schauen Säntis und Altmann in alter Feierlichkeit über den Pfänder, und deutlich sind Tödi und Glärnisch in der Tiefe zu erkennen, desgleichen die Scapaplana und die Silvrettaspitze und, ganz links, die Berge über Obersdorf.

Nur eben der dunkle Wald, der das Bild in ganzer Länge trennt, gibt das Gefühl, als stünde dort eine undurchdringliche Phalanx mit Hellebarden und Speeren.

Pierre, der mich manchmal zum Malen begleitete, – er mußte den eingezogenen Bäcker ersetzen – fragte mich, wo die Schweiz läge. Wortlos sah ich in die Ferne, drehte dann den Kopf nach rechts und sagte schließlic: „Le lac est profond et la frontière bien gardée!“ („Der See ist tief und die Grenze gut bewacht.“)

Einige Wochen danach gestand die Schwester des Bäckers dem Dorfgendarmen, daß sie ein Kind von Pierre erwarte. Sie wurde nach Kempten gemeldet, weil der Umgang mit Gefangenen verboten war. Pierre kam in ein Straflager. Aber eines nachts, gegen 2 Uhr, erschien die Bäckersschwester vor meinem Fenster. Sie klopfte und flüsterte: „Pierre ist da, er ist die 50 km von Memmingen größtenteils in kalten Bächen gelaufen. Wo bringe ich ihn nur hin?“ – „O,“ erwiderte ich, „auf Verbergen steht die Todesstrafe, und der böse Amtsrichter im Hause würde ihn entdecken.“

Zur rechten Zeit entsann ich mich einer alten Witwe, die mit den Nazis großen persönlichen Ärger hatte. „Gehen Sie zur Witwe Mayer. Sie wissen ja, warum sie die Nazis haßt; sie wird bestimmt Pierre aufnehmen, aber sagen Sie niemandem etwas davon; denn das könnte Ihren und meinen Tod bedeuten. Morgen, wenn ich Brot kaufe, kneifen Sie ein Auge zu; dann weiß ich, daß alles gut ging.“ Und so geschah es: Pierre wurde von zwei Frauen gemästet; denn er konnte das alte Bauernhaus nicht verlassen. Zum Glück war das Kriegsende nicht mehr fern.

Bevor ich aber bis zu jener Grenze kam, die der dunkle Wald darstellt, hatte ich vielerlei Abenteuer zu bestehen. Zuerst zehn hungrige bitter-süße Hollandjahre – ein ganzes Buch Erinnerungen –, sodann den Weg zurück in die Höhle des Untieres. So kam ich 1943 zu Bekannten nach Augsburg. „Nein, bei der Polizei brauchen Sie mich nicht zu melden“, sagte ich alle sechs Wochen, „ich reise ja bald ab.“ Aber es wurde ein halbes Jahr daraus, ein lebensgefährliches halbes Jahr.



Fraumünster in Zürich; Tusche, Feder, Aquarello 1952, 14,5 x 21 cm, WV Nr. 2864

In den ersten Wochen hatte ich noch soviel Geld, daß ich im Ratskeller essen konnte; denn dort nur gab es keine Kontrollen. Später merkte ich, daß dies gerade eine Riesenfalle war; aber ich vertraute den glatten Damen nicht, die den Raum beherrschten.

Die Arbeit, das Verdienen wurde zum Problem. Farben gab es in jedem Geschäft höchstens eine bis zwei. Zum Glück hatte Augsburg mehrere Fachgeschäfte, und ich hatte zuvor einige Läden im Rheinland besucht. Aber Rahmen oder Leinwand gab es nirgends. Die Menschen, die sonst schon nichts mehr kaufen konnten, was ihnen gefiel, wollten nur gerahmte Bilder haben.

Ganz plötzlich kam mir der gefährliche, aber rettende Gedanke. Bilder, Rahmen? Es hängen überall noch große Portraits in der furchtbaren Kakaofarbe mit der schrecklichen Mütze und dem gräßlichen Schnurrbart, selbst der Hintergrund unerträglich! 200, 250, 300 Mark! Drucke, die niemand haben wollte. „Er“ hing sowieso in Augsburg nur klein herum. Aber auch die anderen waren noch vertreten: der „Dicke“, der „hinkende Teufel“ und sogar der „Säufer“ von der Arbeitsfront. Als ich letzteren kaufte – und ich kaufte sie alle – war der Buchhändler ganz entgeistert, so etwas hatte er 1943 nicht mehr für möglich gehalten! Aber ich ging zufrieden fort, denn der Rahmen war gut und breit und der Druck sogar auf eine dünne Leinwand gezogen. Alle anderen glänzten auf Pavatex.

Das Zimmer, das ich benutzte, lag Hochparterre und war vergittert, von nirgends einzusehen. Mein Werkzeug waren ein Schwamm und ein Eimer. Am meisten kränkte mich das Schwarz unter der Nase, aber auch die ganze Anmaßung im Gesicht, die Starre der Augen und die unerträgliche Mütze. So rieb und rieb ich, bis ein kleiner Haufen nasser Schnitzel übrigblieb. Es dauerte wohl ein bis zwei Stunden. Die Schnitzel trocknete ich auf einer Zeitung und verbrannte sie dann sofort im Ofen. Auf das nasse Pavatex kam die Leim- und Kreideschicht – auch an Leim hatte ich beizeiten gedacht. Ich entsann mich, daß auch auf der Rückseite kein Hinweis auf das Gewesene stehen durfte.

Am nächsten Tage schon saß ich vor der Staffelei in der Carolinenstraße. Die Zahl der Zuschauer war größer denn je, kaum ließen sie eine schmale Leibergasse frei, durch die ich den Perlach, das Meisterwerk des Elias Holl, sehen konnte. Turm und Straße wuchsen vor dem Himmel und zuletzt trat das Getriebe der autoleeren Straße hervor. Und so täglich – sechs Monate lang!

Alle Schönheit der prächtigen alten Stadt, die St. Annakirche, die Fuggerei, die Maximilianstraße mit den „Drei Mohren“ und der breiten Häuserfront, der Marktbrunnen des Adrian de Fries, der Augustusbrunnen und so fort. Ein Bilderbuch städtischer Schönheit auf den abgeribbelten Köpfen der Verführer.

Vogel, der Kunsthändler, hatte schon zwei Jahre lang nur Drucke, Drucke ohne Rahmen – die anderen waren längst verkauft – in seinen beiden großen Schaufenstern liegen. Als ich mit einer ganzen Serie meiner Werke bei ihm erschien, lebte er auf. Er gab mir beide Fenster frei, so daß beständig 20 bis 30 Gemälde, groß und klein, ausgestellt waren. Und der Verkauf setzte vom ersten Tage an ein. Auch die großen Industrierwerke M.A.N. kauften, und so entstand das Problem, immer beizeiten neues zu schaffen. Und das ein halbes Jahr lang!

Noch stand die Stadt, noch vertrauten die Bürger der Kostbarkeit dieses einmaligen Stadtgeweses und wähten sich im Schutze ihrer Abneigung gegen das System und in der Pracht ihrer Straßenzüge sicher.

Im Ratskeller des Elias Holl unter dem herrlichen Rathaus hatte sich unterdes ein Kreis gebildet. Ein junger, verwundeter Dichter (Brindamour) saß neben mir mit einem Münchner, der den gefürchteten Namen eines Scharfrichters trug, selbst aber eine Widerstandsgruppe formte. Gefährliche Braune saßen herum, „Goldfasane“ und „Steifnacken“, wie man die Ritterkreuzträger und großen Parteibonzen nannte. Es gab markenfremde Sondergerichte wie Muscheln oder Sekt.

Aber dies Idyll mußte ja irgendwie ein Ende nehmen – welch schreckliches Ende, sagten die roten Zettel, die öfters am Zuchthausstor klebten: „Heute wurde mit dem Handbeil...“ Irgendwann mußte das Schicksal zuschlagen! Es geschah in der niedersten, in der plattesten Form, die oft die gefährlichste ist – es meldete sich der Neid, der ja niemals schläft:

T., der Vorstand der heimischen Künstlerschaft (er erschloß sich, als die alliierten Truppen Augsburg besetzten), erstattete eine Anzeige. Ich hätte ihn nicht um die Erlaubnis gebeten auszustellen; das sei aber Vorschrift. Die Gestapo (Geheime Staatspolizei) beschlagnahmte zwanzig Gemälde.

Das war für mich das Zeichen zum Aufbruch. Wie mir später berichtet wurde, blieben die Gemälde in den Trümmern des Hauses, wie so viele andere Werke. Aber das gewonnene Geld erlaubte den anderthalbjährigen Aufenthalt im fernsten Allgäu (12 km von der nächsten Bahnstation) hinter jenem Wald, der nur den Durchblick auf die geliebte Schweiz freigab, dem Wald, der wie ein Sperrwald vor der Freiheit stand.

Erwin Bowien

Andenken an Frau Elsbeth Neveling

Der Freundeskreis trauert um Frau Elsbeth Neveling, die im November 2001 nach langer Krankheit verstarb. Frau Neveling war seit 1978 weit über ein Jahrzehnt lang Schriftführerin unseres Freundeskreises und leistete diese Arbeit mit Begeisterung und großer persönlicher Initiative. Sie trieb die von Frau Renate Jokisch begonnenen Arbeiten zur Erstellung des Bowien-Werkverzeichnisses voran. In diesem Zusammenhang reiste sie auf eigene Kosten mit Herrn Dr. Ernst Woltemas nach Holland und fand dort viele Freunde und Besitzer von Bildern Erwin Bowiens, der ja von 1932 bis 1942 in Holland, so in Schoorl, Alkmaar oder Egmond a. d. H., gelebt hatte. Das Werkverzeichnis konnte dann 1999 zur großen Bowien-Ausstellung im Museum Baden herausgegeben werden, fertiggestellt von unserer jetzigen Schriftführerin Ulrike Friedrichs. Frau Elsbeth Neveling war an der Vorbereitung mehrerer Bowien-Ausstellungen beteiligt, insbesondere der großen Rheinausstellung 1984 im Alten Klingensmuseum. In diesem Zusammenhang reiste sie mit Herrn Erwin Mittelsten Scheid nach Weil am Rhein, um die dort von Frau Madeline Köchli-Bornand zusammengestellten Schweizer Bilder abzuholen. Der Freundeskreis Erwin Bowien e.V. bewahrt ihr ein liebevolles und ehrendes Andenken.

Frau Erna Heinen-Steinhoff wurde 1898 in Solingen geboren, wo sie 1969 auch starb. Mit dem Journalisten und Lyriker Hanns Heinen verheiratet, interessierte sie sich ein Leben lang für Literatur, Musik und Kunst. Durch ihre außergewöhnliche Belesenheit und ihre geistige Ausstrahlung zog sie viele schöpferische Menschen in ihren Bann und befähigte sie zu eigenen geistigen und künstlerischen Leistungen. Besonders beeindruckte sie den jungen Künstler Erwin Bowien, der Familie Heinen 1928 kennenlernte und bis an sein Lebensende mit ihr befreundet blieb. Bettina bewunderte ihre Mutter sehr und empfand deren Geisteswelt als ihr eigentliches Zuhause. Wie tief verbunden Mutter und Tochter waren, zeigen auch die folgenden Briefe.

Erna Heinen-Steinhoff über Kunst und Bowien an Bettina

24. April 1969

Deine Briefe landeten gut und tröstend. Deine Ausbeute an Bildern scheint mir außerordentlich groß zu sein, und ich freue mich unaussprechlich auf die Stunde, wo wir die Bilder sehen, schauen und schmecken werden. Der schöpferische Genuß der Kunst und des Lebens ist wohl der Hauch des Paradieses selbst – keine Zweckhaftigkeit verunklärt, kein böses Gefühl trübt ihn – er ist einer der Genüsse, die die Gottheit selbstlos den Menschen schenkte – sie, die alle anderen Fähigkeiten des Menschen unter die strenge Forderung des: „Laßt mich scheinen, bis ich werde!“ stellte.

Was mich angeht, so lebe ich ein wenig zu schwer. Das Klima: entweder feucht kalt oder ganz kalt. Vorgestern schneite es noch, und manchmal ertrage ich auch Bo's (Bowiens) Nervositäten schwer; sie machen sich zu sehr selbständig, bauen Lebenskonstruktionen auf, die zu Hirngespinnsten werden. Will ich sie zerstören, ist er beleidigt – aber davon wollte ich gar nicht reden. Zugleich ist es auch ein Unrecht an ihm, da seine Güte wie unerschöpflich ist. Was meine Klage über ihn angeht, wenn es überhaupt eine Klage ist – so ist der Unterschied zwischen ihm und mir folgender: Sein geistiges Sehen ist sozialer Art, d.h. es wird sogleich zu sozialer Wertung; ich suche aus einer geistigen Erkenntnis eine geistige Erhellung zu formen und so weiterschreitend auf fast religiöser Basis eine vergeistigte Lebensliebe zu finden. Von einer inneren Wertung der Lebenserscheinung sich frei zu machen, bedarf der inneren Arbeit eines ganzen Lebens, die ich jeden Tag aufs neue beginne. Und nun zu Bo's Ausstellung im Freiburger Rathaus! Sie strengt ihn fürchterlich an: Jeden Morgen um 9 Uhr Hinfahrt, keine Mittagsruhe, was er gar nicht mehr ableisten kann. Abends kommt er um 7.30 Uhr zurück, so ermüdet, daß ich oft erschrecke. Aber die Bilder hängen gut und geben ein überzeugendes Bild seines Werkes. Die Kritiken – oder wie Du willst, die Besprechungen – sind gut, und Samstag kommt der Rundfunk. Als Hauptwert dieser Ausstellung ist vielleicht die allgemeine Anerkennung seiner künstlerischen Erscheinung hier zu buchen.

15. 5. 69

Und nun komme ich nochmals zu Bo's Ausstellung: Sie war eine schöne, glückliche Freude, wie wir und vor allen Dingen wie es Bo seit langem nicht mehr erlebt hat! Diente der 8. April nur der Kenntnisnahme durch den einladenden Künstlerverein, so war die gestrige eigentliche Vernissage ein regelrechtes Ereignis! Die Bilder hängen in fünf Räumen und einem übersichtlichen Gang gut und würdig, und – was besonders hervorzuheben ist, zeigen sie die Vielfalt seiner Lebensschau – der Lebensinteressen sowohl als auch der künstlerischen Bildkraft auf das Eindringlichste. Sie zeigen die Würde der Kunst so ernst wie die Würde ihres Meisters. So wurde Bo mehrfach genannt, vom Leiter der einladenden Künstlergruppe als auch mehrfach von Dr. Fallet. Fallet sprach ausgezeichnet und ohne das Pathos, das er manchmal haben kann, und nach dem Flötenspiel von Werner Lehmann und Bettina Ramshorn war eine außerordentlich schwingende Atmosphäre im großen Hauptraum, jene Stimmung, die eine solche Veranstaltung zum eigentlichen Ereignis macht. Rensings, die extra von Kleve gekommen waren, Berner, Züricher, Basler, Weiler und Freiburger folgten Bo dann von Bild zu Bild. Er erklärte und erzählte gut, und ein Treffen im benachbarten Ratskeller bildete schließlich einen schönen Abschluß.

Oberregierungsrat L. kaufte gestern für die Regierung zwei Bilder: ein Öl, ein Pastell.

Du fehlst mir sehr! Die Art Deiner Lebensschau, Dein besonders gearteter Lebenswille, die dämonische und untergründige, zuinnerst bewegte und leidende Seelenhaltung, der dominierende, gestaltende Geistesausdruck Deines Wesens, der sich unbarmherzig und gütig zugleich den jeweiligen Lebenserscheinungen zuwendet – auch Deiner eigenen – hat so viele Klänge mit dem Lied meines Lebens, daß ich Dich vermisse oft und oft

Aus Bowiens Tagebuch

(Unleserliches wurde sinngemäß ergänzt oder gestrichen.)

Zürich, im März 1952

Tagsüber sah ich einen Film, der seit drei Monaten läuft: „Der Strom“ von Jean Renoir. Nun, diesmal war ich zum ersten Male versucht, das Skizzenbuch aus der Tasche zu holen! Ich glaube, dies ist die Leistung des Nachfahren Renoirs, daß er noch Bilder sieht! Die Amerikaner können das ganze alte Rom, Pompeji und Babylon aufbauen, es bleibt unmalerisch. Hier in diesem Indienfilm quälte mich auch des öfteren das Zuviel an Farbe. Es bleibt ein Surrogat; aber Bildausschnitt, Stimmung und der Versuch zu einer Besinnlichkeit geben das, was die Kritik als Meisterwerk bezeichnet. Das Leben der Europäer, das die Vollendung des indischen Bildes durchbricht, schien mir für die Schönheit des Ganzen störend und unerwünscht. Der Hochzeitstanz und die schönen Gewänder zeigten noch durch das Medium des Apparates das sehende Auge Renoirs, ja, das Auge des alten, des Vaters Renoirs im Sohne.

Der Film weckte den Wunsch, diese Welt einmal selbst zu sehen, wie es die Bilder Slevogts vom Nil vermögen oder auch die unvergeßlichen Darstellungen des Eskimolebens im Film Wanzecks. Doch sieht sich Indien im Filme leichter. Die drückende Last der Mittagssonne, das Einschläfernde der ewigen Hitze, Staub, Gestank, Krankheit und Armut sind aus dem Bilde gewichen! Eine solche Reise will erkämpft sein; ich erfuhr es in ganz Nordafrika. Die Einsamkeit der aufwachsenden europäischen Mädchen ward überzeugend wiedergegeben. Zürich nimmt sich Zeit, diesen Film näher zu betrachten; nur das Gute oder das Einzigartige hält sich lange. Was aber ein Bild ist, ein Symbol des Lebens, das sich im Maler formt, wie im Poeten das Gedicht, das werden auch in Zürich nur wenige Menschen wissen. Das Filmbild erlaubt mir nicht, alle nötigen Elemente ins Blickfeld zu rücken. Es zeigt mir nicht den Ablauf der Stunde, den Gang des Tages. Weder die Gesetzmäßigkeit des Baumwuchses noch das Ziehen der Vögel offenbaren sich. Es schneidet aus der Tiefe, es stellt sich vor den Ausschnitt. Es wird nie konzentrieren können. Nie wird die Sonne wie bei Rubens von zwei Seiten scheinen, das heißt im Ablauf dargestellt sein. Nie wird in einem Bilde der höchste Ausdruck des Sommers, die letzte Wucht des Gewitters, wie bei Ruisdael, stehen.

Narren sind die Menschen, die sich einbilden, der Maler stünde im Wettlauf mit der Buntfotographie. Sie gibt nur eine Aneinanderreihung von Ausschnitten, aber ein Bild des Le Nain, des Lorrain, des Wouverman, des Jan Steen ist nie ein Ausschnitt, es ist eine Welt. Die Technik meint zu erobern, – sie verkleinert die Kunst!

21. III. 52

Die Stadt erscheint mir in dem aufkommenden Frühlingslichte von Tag zu Tag schöner. Nun lohnt sich wieder, in vollem Verkehr zu malen. Und immer sind es andere Ecken und Winkel, die mich entzücken. Ich prüfe sie bei jeder

Beleuchtung. Es ist eine Stadt, die trotz allem Verkehr wie verschleiert einhergeht. Sie hält ihre Gefühle ganz im Herzen verborgen. Und gäbe es keinen Gottfried Keller und keinen „Grünen Heinrich“, sie hätte den Schleier nie gelüftet und sich nie ins Herz blicken lassen.

Und wenn die Welt Kellers auch weitab liegt, so weit wie die Alpen an einem trüben Tag vom Ütliberg gesehen, dann kommt es mir doch so vor, als lebte insgeheim jeder Züricher sein „Grünes Heinrich“-Dasein weiter.

Ganz plötzlich geschieht dann etwas, was mich in der Annahme bestätigt. Auf einmal sind Plakate in der Stadt, daß erst am Fuße des Ütliberges, dann in Wipkingen Kollerausstellungen von der Stadtverwaltung veranstaltet werden: Werke aus dem Besitz des Züricher Kunsthhauses. So wird endlich wieder ein Hochwertiger, den früher jedes Kind kannte, populär gemacht. Und mit stiller Freude sehe ich viele Plakate, auf denen ganz einfach farbige Reproduktionen der Kollerschen Werke aufgezo-gen sind. Die vielen Nur-Artisten werden über die reaktionäre Gesinnung des Stadtpräsidenten den Kopf schütteln. Mir ist es eine Bestätigung, daß auch in der Schweiz das Gute schließlich nicht untergehen wird. Die Narren, die sich einbilden, Werke von Rudolf Koller seien der Farbfotographie verwandt, haben kein Auge und kein Stilgefühl. Nur ein Meister zieht immer das Ganze ins Bild. Er weiß die Höhe des Himmels einfach dadurch zu sehen, daß das tiefere Blau sich im Vordergrund in einer Pfütze spiegelt, während im Hintergrund die zarten Töne die Horizontbläue weben. Und einen Wald weiß er trotz aller Einzelheiten in ein Ganzes zu fassen, wie auch ein Berg nicht aus einzelnen Felsen besteht. Der Fleiß eines solchen Könners hat etwas Heroisches. Und man braucht solch ein Schaffen nur mit den naturalistischen, vergebliehen Versuchen irgendeines „Supermannes“ unserer Zeit zu vergleichen, um den Abstand zu fühlen. Ich begreife wohl, wonach sich der Stadtpräsident sehnt; er denkt an Zürich in 30 Jahren.

In welcher Kunstblüte wuchs ich auf! Und welche fremden Kolosse haben sich des Gewandes der Kunst bemächtigt? Und so viele tüchtige Könner, wie zum Beispiel der Pauli, sind sich des guten Erbes nicht mehr bewußt; sie glauben, weil sie artistisch weiter kamen als ihre Meister, auch menschlich mehr zu bedeuten. Wie trostlos ist aber das l'art pour l'art in der Hand der Kleineren, wenn die verdünnte Form der Kunst mit verdünnter Ethik einhergeht, wie jetzt in der Sammlung der Technischen Hochschule: eine Welt ohne Härte, aber auch ohne Schönheit.

Wo der Stoff jeder Ernsthaftigkeit ermangelt, da verflacht schließlich auch die Form. Wo keine Leidenschaft mehr ist, kein wirkliches Lieben, sondern nur ein so rosig gefärbtes Triebleben, da ist es aus mit allen Größen. Es scheint mir, als ob Courbet der letzte große Franzose mit Rodin und



Zwingly-Denkmal beim Helmhús, Limmatkai; Tusche, Feder, Aquarello 1951, 13,2 x 18,7 cm, WV Nr. 2860

Puvis de Chavannes war, und trotz aller Liebe zu den Impressionisten und trotz aller Bewunderung Cézannes ist Courbet der letzte, der den Weg zu Le Nain und zu den Italienern wie Ghirlandaio und Masaccio weist, wie ja auch Corot den Weg nach Rom ging.

Und indem nun der Stadtpräsident auf Koller zurückgreift, tut er genau das für die Schweiz, was ich den Franzosen zurufen möchte: Zurück zu Courbet! Das ist ein Weg des Könnens, der sich nicht im Gefühlsleben verliert.

„Den Schweizer Freunden gewidmet!“

3. VI. 1952

Wenn ich dieses Tagebuch den Schweizer Freunden widme, so denke ich an die vielen stillen, arbeitsamen, freundlichen und ernsten Familien, die ich – allüberall den Grundstock ernsten, zuverlässigen, schweizerischen Wesens formend – schaffen sah.

Sind sie nun Gärtner oder Bankbeamter, Pfleger, Arzt oder Kaufmann, Beamter oder Rechtsanwalt, allen ist beschauliches Verweilen gemeinsam, das neben des Tages Pflicht und Unruhe besteht, eine eiserne Reserve der Schweizer Seele, die das Genießen und Verstehen der Kinder umfaßt, Religion enthält, Treue zur Heimat, Opfersinn und Zähigkeit.

Viele dieser freundlichen Menschen nahmen mich wie einen nahen Verwandten auf. Sie empfanden meine Hingabe an die Stadt als ein beglücktes Aufhorchen auf die Harmonie einer so festen Gemeinschaft, als ein Begreifen ihrer stillsten und geheimsten Werte. Sie teilten mit mir den Zweifel an allem, was laut und schrill sich aufdrängt. Sie hüllten mich in die Tradition ihrer alten urbanen Gastlichkeit, nahmen Anteil an allem, was ich beglückt von ihrem Dasein begriff, und ließen sich gern von allen Ländern berichten, die ich bereiste und in denen ich lebte. Sie nahmen regen Anteil an meiner Entdeckung der Stadt.

Wie mich zuerst die vielen überall verstreuten Plätzchen fesselten, die in eigenartiger Naivität dem Wanderer ganz plötzlich gegenüberstehen und die wie die Nippessachen einer guten Stube wirken, die alten Reichtum kennt. Dann waren es die Plätze, die allüberall das Stadtbild auflockern, zum Verweilen einladen. Und dann die Bäume, keine Straße ohne Grün! Der Respekt, den die Züricher vor Bäumen haben, sollte ihnen einen Platz im Himmel sichern! Und die Liebe zum Wasser! Es rauschen die Brunnen!

Wenn ich in später Stunde die Hand an ein Messingrohr legte und die herrliche Kühle über die Wangen floß, fühlte ich mich der Natur ganz nahe, dem Quell alles Glücks. Ich sah die Blüten auf das Becken fallen und horchte dem Klang der Kirchenuhren. Ich entdeckte Örtlichkeiten von unbeschreiblichem Reiz, wie den Friedhof an der alten Richtstätte bei der Töchterschule, den Garten an der Kirche von Höngg, der den Geist Pestalozzis formte, den alten Gasthof an der Zollikerstraße, die verträumte Welt hinter dem deutschen Konsulat – und der ganze Baukasten dieser Stadt! Ich kam mir wie in die Kindheit versetzt vor, als hätte ich dieses alles eben mit Klötzen erbaut. An jeder Ecke, an jeder Biegung blieb ich aufs neue stehen. Mich fesselte das tausendfältige Gesicht der neuen Straßen und Plätze, das Auf und Ab, die Überschneidungen, die ernste Anlage des Ganzen; und die Anziehungskraft der Gebiete über Höngg hinaus, über das Hallenstadion, bis Wettingen und Baden wurde immer größer.

Wohin ich auch sah, in welchem entfernten Winkel ich Halt machte, niemals stand ich vor nackter Zweckmäßigkeit. Immer war ein umkleidender Geist, immer eine liebende Hand zu fühlen. Oft war mir, als könne ich am hellen Mittag träumen.

Aber der tiefste Reiz ging schließlich von den Anlagen am Zürichhorn aus, von der nahen und ferneren Umgebung der alten Fischerstube, von den großen Weiden und Zitterpappeln, von den Schiffen, die im See vereinzelt lagen.

Ich beneidete da den alten Rudolf Koller, der einst an dieser Stelle sein Atelier hatte, der hier seinen Kühen nachschaute, wenn sie ins Wasser stiegen, und der den Stier malte, der über das Wasser brüllte. Dort liegt die alte Minerva, das erste Dampfboot vom Zürichsee, vor Anker. Haubentaucher steigen auf und ab, Wildenten fliegen über das Ried der Fischerstube. Auf den Rasen fallen im Lauf des Jahres Blüten und farbiges Laub. Und das Wasser des Hornbachs schießt unter den hohen Bäumen durch. Es ist ein Gruß von der Zolliker Straße und der Mühlebachstraße, zwei Straßen, die in ihrer Baum- und Gartenfülle etwas Einmaliges haben. Ich wüßte sie mit keinem Ort der Welt zu vergleichen, obwohl sie auf den ersten Blick zugeknöpft wie ein pensionierter hoher Würdenträger sind.

An der Schüttlebenstaße steht ein gelbes Arzthaus mit dunklen Bäumen an einer Straßenbiegung in die Straßlänge. Jedesmal, wenn ich dieses Idyll sah, dachte ich, glücklich alle, die dort wohnen konnten und noch wohnen wollen! Es folgt die große Platane vor der Schule. Ich könnte mich vor ihr wie ein Chinese von einst vor dem Kaiser verbeugen! Jedesmal erschien sie mir größer und feierlicher. Mir kam es vor, als wollte sie noch so weit wachsen, daß sie ihre Schwestern am Bahnhof Stadelhofen oder in der Wasserwerkstraße sähe.

Auch mit dem Betrachten des Bahnhofs Enge kam ich nie ganz zu Rande! Wo findet man noch ein gleiches Gebäude? Eine Kolonnadenreihe wie eine angetretene Ehrenkompanie. Kirchturm und Kuppel dahinter wie ein dazugehöriger Offizier. Auch die Farbe des Natursteins ist von vollkommener Würde, ein Bahnhofsjuwel! Ein Beweis, daß Technik und Zweckhaftigkeit die Schönheit nicht ausschließen.

Am Paradeplatz steht das schöne Patrizierhaus „Zum Pelikan“. Die Häuser stellen sich schützend um Maillols Plastik „die Rhône“.

Bei gutem Wetter setze ich mich auf die Steinbänke vor der Technischen Hochschule, wo die Studenten gerade über den Dächern der Stadt mit den Kirchtürmen Zwiesprache halten.

In Zürich begriff ich, warum es in schönen Städten genügt, anwesend zu sein, um sich glücklich zu fühlen. Generationen alter Stadtbaumeister schufen ein organisches Gebilde der Arbeit und der Ruhe. Bewegungsunrast und Haltepunkte ordneten Geist und Kraft des einzelnen zweckhaft dem Ganzen ein, gaben dem Lernen und dem Lehren, dem Kranksein und dem Heilen, dem Reisen und dem Verweilen Würde.

Mein Rad trug mich nach Kilchberg, nach Zollikon, nach Höngg und zu den Wäldern des Ütliberges. In der Stadtmitte setzte ich in der Halle des Helmhauses ab und verbrachte die Stunden nach dem Essen in der Altstadt. Ich verweilte vor den Erkern und Häusergiebeln und dem wechselnden Gesicht der Gassen. Ich verbrachte in der Stätte der Kindheit Gottfried Kellers Stunden, in denen ich mich als sinnender Knabe am Skizzenbuch sah. Ich sog mich voll von dem edlen Weine dieser Vergangenheit. Manches Mal stieß ich auf Zeichner – einsame Fremde –, die wie ich vom Zauber der lebenden Vergangenheit ergriffen, am Rande des Verkehrs verweilten. Ich fühlte mich als Glied einer Gemeinschaft von Menschen, die einander nicht kennen, aber dennoch dasselbe tun. Künstler, die Zeit finden, Häusern und Menschen ins Gesicht zu sehen, ihr Hirn zu erforschen und ihren Wert zu erkennen.



*Straße in Zürich bei Nacht; Tusche, Feder, Aquarello
1951, 40 x 14,4 cm, WV Nr. 2863 (Ausschnitt)*

Kurznachrichten

Das Museum de Wieger in Deurne/Niederlande stellte vom 1. September bis 27. Oktober 2002 Werke von **Dirk Oudes** aus, den Erwin Bowien lange Jahre in Holland sehr förderte und schätzte. (Bowien organisierte diesem Maler 1937 seine erste Ausstellung in Alkmaar.) In dieser Ausstellung wird die skurrile Seite von Dirk Oudes' Kunst betont. Es erschien ein sehr ansprechender Katalog mit teils farbigen Abbildungen aus Skizzenbüchern des Künstlers sowie von einigen seiner Bilder und Skulpturen. Der Katalogtext wurde von Herrn Rob Smolders, dem Direktor des Museums de Wieger, in holländischer und englischer Sprache verfaßt.

Vom 15. bis 21. Oktober 2001 stellte **Bettina Heinen-Ayech** im eindrucksvollen Gobelinsaal („Salle des Tapisseries“) im Rathaus von Paris ca. 60 ihrer Bilder aus; zeitgleich fand dort die Buchmesse „Maghreb des Livres“ statt. Die Ausstellung war insofern einmalig, als das Publikum vor allem aus Algeriern, aus „Pieds noirs“, die in Algerien geboren sind, sowie aus Menschen bestand, die viele Jahre in Algerien gelebt hatten oder sich besonders für Algerien interessieren. Die Besucher waren von Bettinas Algerienbildern begeistert. Erfreulicherweise nahmen sich auch die großen Medien in Frankreich dieses Ereignisses an.

Vom 5. bis 15. Mai 2002 zeigte die Association Algérie-Allemagne in Algier eine Ausstellung von 50 Bildern von **Bettina Heinen-Ayech**. (Besonderer Dank gebührt Herrn Tayeb Larak, dem Secrétaire Général dieser Association, für die Organisation dieser Veranstaltung.) Das Ereignis fand im Rahmen des 3. Kulturfestivals der Europäischen Union statt. Die Ausstellung wurde gesponsert von der Deutschen Botschaft in Algier, der Europäischen Union, den Firmen Siemens und Henkel, sowie einer algerischen Versicherungsgesellschaft.

Die Ausstellung war ein viel beachtetes Ereignis. Zeitungen berichteten unter Titeln wie „Es wurde Licht“, „Algerien, ich male deinen Namen“ und „Bettina oder die Farben der Hoffnung“. Bettina wurde eingeladen, wieder im Musée National des Beaux Arts in Algier auszustellen, wo sie 1993 schon einmal 120 Bilder zeigte.

Der Film „**Bettina Heinen-Ayech, Hymne an die Natur**“ von Boualem Aissaoui wird vertrieben von der Firma CIM audiovisuel. Maison de la Presse, Place du 1er Mai/Algier. E-mail: cimaudiovisuel@wissal.dz

Nicht nur Musik, sondern auch Malerei kann als Trösterin wirken, wenn die Werke von einem guten Künstler sind. **Félix Vallotton**, geboren den 28. November 1865 in Lausanne, gestorben den 29. Dezember 1925 in Paris, war ein berühmter Schweizer Maler und Graphiker. In seinem Brief vom 6. Mai 1965 schreibt Erwin Bowien seinem Freund Edouard M. Fallet:

Über Félix Vallotton

Trost war die große, prachtvolle Vallottonausstellung in Zürich (Mai 1965). Aus solcher Ausstellung, die ich nicht nur ästhetisch werte, wie die Kritiker, spricht das gepflegte Bürgertum. Aber selbst dieser gesellige Mensch flieht vom Menschen in die Landschaft. Selten erregt ihn der Kosmos, aber immer die Farbe, und seine Distanzierung im Akt ist von vollendeter Vornehmheit. Wie immer sind Zeichnungen edelste, echtste Niederschrift. Die Holzschnitte sind ohne die Zeitgenossen undenkbar, und immer soziale Probleme, im Holzschnitt ist die Kunst für den Inhalt da. Die Kühnheit mancher seiner Kompositionen verfolgt mich schon lange.

Die einzigen Werke, die mir von Vallotton fremd sind, sind seine Ansichten St. Petersburgs und Moskaus. Sie scheinen mir gänzlich nach Skizzen entstanden. Echt daran ist ein Abrücken von dem Glücksgefühl, das seine Bilder zumeist tragen.

Was mich auszeichnete, ist ein angeborener Hang zu repräsentieren, wie die Canalettos und wie alle Flamen und Velazquez. Manet kam diesem Hang in der Neuzeit am nächsten. Die großen Gemälde Monets sind vergrößerter Schmuck und die großen Renoirs Riesenintimität. Mit der Ausdehnung der Leinwand kämpfte ich immer, oft werden kleinere Bilder zu Teilstücken größerer.

(Die Artikel „Eine der schönsten Stätten der Welt“, „Ein Wald wie ein Gitter“ und „Über Félix Vallotton“ stammen aus dem Nachlaß von Dr. E. M. Fallet, den er Bettina Heinen-Ayech schenkte.)

Gedicht von Erwin Bowien

„Wenn alles ruht,
wenn des Tages bittersüße Last
von Deinen Schultern
Dir zu weichen scheint,
wenn eines Kindes fernes Wehgeschrei
sich mit dem Schlaf vereint,
wenn es Dir ist,
als höbe seine Krone
erleichtert jeder Baum,
als ob selbst Gott
nun einmal schlief
auf seinem Thron,
wenn dieses ist und vieles noch,
was Du nicht sehen kannst,
dann schläfst Du ein!“

Erwien Bowien, la politique et le politique

Notes sur le Journal d'Erwin

Bowien

« - Je ne veux rien entendre de politique, a lancé Jean.
- Tu en entendas parler jusqu'à la fin de ta vie, ai-je rétorqué. »

Erwin Bowien, « Heures perdues du matin »

Erwin Bowien n'est pas un politique, dans le sens « politicien », mais un observateur de la politique ; il ne met pas la politique au centre de ses intérêts mais il ne la néglige pas le moins du monde tout en la tenant rigoureusement subordonnée à la morale (comme pour la religion). Face au fait politique, il adopte un comportement pragmatique parce qu'il a mesuré combien sa sécurité en dépend ainsi que celle des siens et, au-delà, la vie de ses concitoyens. Il développe un formidable sens de l'observation au service de ce pragmatisme. Cela nous vaut, avec son Journal, un tableau de la société politique à la fin du IIIème Reich qui est d'une grande précision et d'une grande objectivité, à tel point que ce texte est un document d'histoire de première main dont le contenu est en accord avec ce que les historiens qui se sont succédés depuis 50 ans ont pu nous apprendre sur la période. La connaissance que Bowien a de l'espèce humaine, des ressorts des actes de celle-ci, induit chez lui un autre mode de constat. Il démontre par exemple une conscience rare des tares du régime soviétique à partir de sa méditation sur le pouvoir corrompue.

« Regard », « tableau de société » : en rédigeant son Journal, Bowien écrivain continue le travail de Bowien peintre. Cette unité de l'homme Bowien tient à la force de sa conscience morale et à sa foi. Il partage ces qualités avec des hommes qui ne sont pas que des intellectuels comme Joseph de Maistre et Silvio Pellico qui l'ont beaucoup influencé. Les références à ces deux hommes sont intéressantes ici parce que De Maistre ainsi que Pellico ont été l'un et l'autre engagés dans l'action politique. Ils l'ont été à des titres différents, en particulier dans la mesure où l'on peut considérer qu'ils ont représenté par rapport à leurs sociétés respectives un courant de « droite » (De Maistre) et un courant de « gauche » (Pellico). Il n'y a pas à voir là de contradiction chez Bowien mais une illustration de son indépendance et de sa probité intellectuelles ; cependant, il ne me semble pas exclu que Bowien lui-même ait pu apparaître comme un communiste à ceux qui n'ont pas compris combien la violence morale et physique lui est étrangère, et comme un bourgeois à ceux qui n'ont pas compris combien il est étranger au confort intellectuel et matériel.

Avec ses maîtres à penser, Bowien partage encore un attachement total à la liberté individuelle qu'il nomme « liberté personnelle », en chrétien qu'il est (Encore faut-il préciser ici qu'il reproche aux Catholiques de s'en remettre trop exclusivement à Dieu !). Il n'en est pas moins vrai que cet esprit de liberté est fondé sur la doctrine chrétienne qu'il a assimilée et qui justifie son comportement politique. Cette doctrine n'est-elle pas source d'inspiration, soit directement au travers du fait religieux soit dans la traduction laïcisée de la tradition européenne, de ce fait politique majeur de l'Occident : le principe de la démocratie ? On tient là des réponses à la question de savoir pourquoi et comment il est resté un homme libre dans un pays enchaîné. Mais

cela, il l'a payé d'une grande souffrance ; c'est le sens de la citation de Stendhal qu'il place en exergue de son Journal : « Un des plus terribles moments de sa vie était de prendre conscience de son malheur, en se réveillant le matin. »

N'étant en rien donneur de leçon, Bowien ne nous dit pas « Voilà ce que vous devez faire. » mais « Voilà ce que j'ai souffert. » Comment interpréter ces mots de la dernière page du Journal : « J'ai écrit pour ceux qui ont voulu délivrer le monde d'un régime horrible. Leur victoire sera définitive dès lors qu'ils permettront toute critique... » ? Passage de relai aux générations à venir ? Appel à la vigilance politique ? Tout cela ensemble, peut-être, et peut-être aussi simple constat d'expérience d'un homme du siècle qui n'a jamais voulu se désolidariser des angoisses et espérances des autres hommes, ce qui fait la noblesse du politique.

Bernard Zimmermann, Montgeron, août 2002.

Erwin Bowien „Les Heures Perdues du Matin“, L'Harmattan-Verlag, Paris; Dezember 2000, ISBN 2-7475-0040-3

In memoriam

Frau **Elsbeth Neveling**, die langjährige Schriftführerin des Freundeskreises, starb am 19. November 2001.

Frau **Anni Koliwitz** starb, wie wir erst kürzlich erfuhren, am 17. November 2000. Sie kannte Erwin Bowien seit ihrer Kindheit und war eine der eifrigsten Besucherinnen seiner Ausstellungen. Kein Weg war ihr zu weit, obschon sie an der dänischen Grenze wohnte. Sie war ein aktives Mitglied unseres Freundeskreises.

Gerd Schimpf starb am 10. November 2001. Seine Frau ist eine Verwandte Bowiens. Die Familie besitzt eine herrliche Sammlung von Bowien-Bildern. Auch sie, die in Flensburg leben, reisten zu jeder Bowien-Ausstellung an.